

# Die Delitzliche Blume

Durch ihren Mund von deutschem Land und Volke tut sie kund

Nr. 11

Sonderbeilage der N.S. Presse Württemberg

1934

## Juni - Brachmond

Der Juni trägt gar hoch hinauf  
Die Sonne in den Jahreslauf.  
Doch was so herrlich blüht im Mai,  
Das macht der Juni nun zu Nein.

Nun ist des Jahres hohe Zeit,  
Der Himmel hoch, die Erde weit.  
Die späte Nacht mit kurzem Traum  
Greift noch des nahen Morgens Zaum.

Nun steigt, getragen von immer höher gezogenen Sonnenbögen, das Jahr zu seinem Gipfelpunkt empor. Der Tag erobert immer mehr das Feld und läßt zur Zeit der Sommer-sonnenwende der Nacht nur noch einige kümmerliche Stunden. Die reiche Luft der Welt geht allmählich in den Fruchtstadium über. Ja, an Peter und Paul, am sogenannten Kircheneifer, steht man schon mitten in der Reifeernte. Aber immer noch blüht's, überall, auf Wiesen und Heiden, in Wald und Feld, und der Reichtum der Mutter Erde überflutet alles. Die Wiesen stehen in ihrem Hochzeitsstaat, und der Wald wächst mit Millionen und aber Millionen Keften und Zweigen von der Erde hinweg in den Himmelsraum hinein.

Mit Sommerjohanni hat das Jahr seinen dem dunkleren Winterpol entgegengesetzten herrlichen sommerlichen Gegenpol erreicht. Unter dem Bogen, der von Pol zu Pol dieser milden und weltweiten Gegensätze gezogen ist, liegt die große Spannweite und der große Reichtum des Lebens unserer Breiten, unseres Denkens und Fühlens, unsere Sorgen und Räte, unsere Schicksale und Erfüllung, unsere Ahnungen und Träume, unsere Wunschbilder und Hoffnungen, das Auf und Ab, der Tod und das Leben, die Quelle aller Schöpferkräfte, das nie zur Ruhe kommende und ewig umgetriebene, liegt der große Spiralfederantrieb unseres Lebens.

So findet die Freude an der Sommerseite des Lebens auch ihren Ausdruck in dem Sommerfeuer, im Johannifeuer, dem großen Siegesfest des Jahres. In den lohenden Frühlingsfeuerzeichen des Junifestes und Osterfestes hat der naturverbundene Mensch seiner Sehnsucht Ausdruck gegeben, in den sinnvollen Auszügen und Kampfspielen des Ludusstagens, des Sommerbringens (auch der Fasnacht), hat seine Phantasie das Ringen zwischen Winter und Sommer zum Ausdruck gebracht und sich unmittelbar an diesem Kampf beteiligt. Schon in den dunkelsten Wintertagen hat er einen Barbarayweig als Verheißung eines gewiss wieder einmal erwachenden und als Bestätigung des nie sterbenden Lebens im Zimmer zum Grünen gebracht, und am Palmsonntag die frühen Blütenfähnen der Weiden als erste Frühlingsbotschaft begrüßt. Die Osterfeier mit ihren lebendigen Reimen in sich waren eine Verheißung, daß das Leben nie stirbt. Da und dort kommen sieghaft Osterfeuer auf. In der Heide nach bringen die grünen Zweige des Maiens und des Raibaus Lebens und Gesundheit ins Haus. Alles wächst und gedeiht. Und nun jähdet das Leben sein Siegesfeuer an — das Johannifeuer.

Der Juni hat den Namen Brachmond, der uns an den ehemaligen wichtigen Bau der Brachsäcker erinnert.

In der uralten Dreifelderwirtschaft gab es neben dem Winter- und Sommerfrucht einen Brachsäcker. Während auf dem Winterfrucht die sogenannte Winterfrucht, Weizen, Dinkel, Winterroggen heranwuchs und im Juni schon mächtig im Salm steht, beginnt sich die Sommerfrucht, Haber und Gerste, nun erst recht zu regen. Leer aber stand ehe- dem der Brachsäcker. Er durfte ausruhen und wurde nun „über den Sommer gebaut“. Zweimal ging der Pflug über die Brachsäcker, um ihren Boden gut durchzuarbeiten und für die neue Herbstsaat vorzubereiten, das erstmalig im Juni. Das war das Brachsen und der Juni der Brachmond. Durch den Anbau von Futterkräutern, Alee, Sparslette, von Karthoffeln, Rüben u. a., wurde der Brachsäcker immer mehr eingeschränkt. Doch trat man vor einigen Jahrzehnten immer noch Brachsäcker. Aber heute sind sie wertlos, auch in Gegenden mit weniger frucht- barem Boden, recht selten geworden; aber der Name Brachmond ist geblieben.

Die Wiesen wachsen und grünen der Her- steute entgegen. Sie brauchen dann und wann Regen. Auch die Saaten wollen recht in die

Höhe wachsen. So will der Bauer einen nassen Juni. Aber keinen kalten.

Wenn kalt und nah der Juni war,  
Verdard er meist das ganze Jahr.

Umgekehrt ist es aber recht:

Ist der Juni warm und naß,  
Sibt's viel Korn und noch mehr Grad.

So darf es schließlich auch gdwittern:

Sibt's im Juni Donnerwetter,  
Wird auch das Getreide fetter.

Der Höhepunkt des Monats, Johanni, will aber gut Wetter. Nun braucht man gutes Deiwetter (allermeist vorher schön!), und nun soll das Getreide der Reife entgegengehen. Die Halme dürfen nicht zu mast werden. Ein guter Kern muß sich bilden.

Vor Johanni bitt' um Regen,  
Nachher kommt er ungelegen.



Im Juni (Aus dem Kalender „Kunst und Leben“)

Rudolf Sieck

### Im Juni

Barin liegt das Sonnengold,  
Die Käfer schwirren,  
Bom Strauch die Beere roht,  
Die Senen blühen.  
Ich liege tief im Den,  
Ins Blau vertaucht,  
Ob mir ziehen still vorbei  
Süßere Wölchlein, von Gold umsäumt.  
Maria Weitmann.

Es dampft eine Wiese am Waldestand,  
Da kann man träumen allerhand.  
Der Wehstein surrt, die Sense singt,  
Gedämpft von fern ein Jauderer klingt.  
Versteckt im Walde schläft die Nacht,  
Die Wipfel glüh'n in Morgenpracht.  
Alfred Huggenberger.

### Auf Wiesen und Weiden / Von Hans Henning

Das Meisterstück der großen, leuchtenden Sommerwerkstatt des lieben Gottes ist die Wiese, die nun ihrer hohen Zeit entgegen- wächst, und in bunter Farbenpracht leuchten die unzähligen Blumen, am schönsten auf hochliegenden Wiesen, etwa auf einer Alb- wiese.

Die tausend und aber tausend Hahnen- sätze tragen ihre glänzenden Schmalzlächelein aus der Rasenenge ins helle Sonnenlicht. Wie sie leuchten und glocken! Und sehen sie nicht aus, als schwämme goldgelbes, in der warmen Sonne flüssig gewordenes köstliches Schmalz im Grunde der Blütenlächeln, die nun bald überlaufen und den ganzen Wiesen- plan vergolden müßten? Drunter in den seuchten Talwiesen sind sie noch äppiger und tun sie noch großartiger und mühten den großen Schwärmern drüben am Flußufer, den Sumpfdotterblumen, gleichkommen.

In das leuchtende Geseß der Hahnen- sätze kommt noch dasjenige des vierzungigen, großblumigen Weidenböcksbartes und seiner zahlreichen Vettern und Basen, die gleich ihm neben den Schmalzlächelein ihre gelben Körbelein mit dichtgepolstertem Grunde auf- stellen, auf Hangwiesen von einer Mannig- faltigkeit und Größe, von einer Pracht und

Leuchtkraft, daß einem die Augen schier übergehen.

Doch der blaue Himmel ist nicht zufrieden, daß nur die Sonne ihr tausendfaches golde- nes Spiegelbild auf den Wiesen findet. Nun rüden auch die farbigen Glodenblumen an, der dunkelblaue Saibel, auf schlanken, schwanlenden Stengel der Storchschnabel und die lilafarbenen Stabiosen. Und nun reden dazwischen die Lichtwellen ihre roten Köpfe in die Höhe, ein Rot, das uns das Schönste und Wunderbarste zu sein dankt. So prangt und leuchtet, duftet und blüht die Albwiese wie eine Braut, die mit allem Guten und Schönen beschenkt ist, was die Erde geben kann, dem Sommer entgegen, und es ist ein Duft und eine Farbe, wie wir sie nirgends so stark und schön finden als gerade auf der Albwiese. Es ist, als hätten ihre Blumen all das Licht der freien Höhe, das trockenere, reiner und durchsichtiger ist als in den Tälern und über wasserreichen Gründen, in sich aufgenommen, als ströme die Würze des Bodens ungehemmt aus und die Wiese hätte die Feishe der Arzzeit, da sie keine Düngung und Pflege erfahren, heute noch undbraucht in ihrem Schoß.

Zwischen all den lachenden Blumenfeldchen, Köpfchen und Körbelein, Gloden und Eier-

nen aber spannen der Körbel und seine un- zähligen Sippengeossen die weichen, leicht- en Schirmchen auf. Wie ein feiner, zarter Schleier liegt's dann über den Wiesen ge- breitet. Und Pfingsten kommt heran, wo sich der strahlende Sonntag mit der lachenden Albwiese vermählt. Troben am Hang, wo die mächtigen Weidenbüscheln Schatten, tanzen ihnen die Kinder den Hochzeitstagen, und der Vögel Wohlkaut fällt die Luft. Ein seli- ges Spiel geht zwischen Erde und Himmel, und noch alte mit grauen Haaren blinzeln, ein Blümlein hinter's Ohr gesteckt, vergnügt in die Herrlichkeit hinein. Es ist, der Herr- gott ginge lächelnd durch die Blumen, segne in der Freude an ihrem Anblick alles, was Odem hat, und führe den Menschen die Hände, daß sie die fröhliche Botschaft vom Leben wieder gläubig nachbuckstabieren. Sie steht nirgends so leuchtend und glaubhaft geschrieben als auf unserer Albwiese, so um Pfingsten herum.

Wir treten aus einem Wald, und du weißt nicht recht, wo du bist. Kein Weg führt wei- ter, und doch hemmen weder Korn- noch Haberfelder unseren Gang. Auch ist's keine Wiese, die sich zu unseren Füßen breitet. Wo sind wir denn? fragst du erstaunt. Immer noch siehst du keinen Weg, auch keine Ver- botstafel. Nirgends flattert der warnende Strohwisch an seinem Pfahl, mit dem man dem Schärer „aussteckt“ und dem Fußgänger das Durchschreiten verbietet. Dagegen läßt du nun deine Augen frei umherwandern und siehst da und dort riesige Hahnenbüscheln, deren Wuchz noch kein Messer beschneiden hat. Ungehemmt sind alle Triebe aus den Stöcken herausgedrungen und zu einem un- durchdringlichen Dickicht zusammengewach- sen. Zwischen ihnen hebt sich der Weiden- stern heraus. Und dort drüben — du kannst ge- rade noch hindurchblicken — hat sich das Süßholzwurz zu einem dichten, hohen Gag zu- sammengeschlossen. Schliehenbüschel stehen drin, der knorrige Fels-Ahorn, der wilde Schneeball. Das Hag selbst überragt ein alter Wildfirschenbaum, dem die Flechten- bärte bis auf den Boden hängenschänken, und ein Mehlbeerbaum ist auch dabei.

Jenseits von ihm sind Felder, die es zu begleiten scheint. Wo hängt es an, wo hört es auf? Ist am Ende der weitgedehnte, so märchenhaft buschbedeckte Platz, darauf wir stehen, ganz von einem Hag umschlossen? So fragst du dich und denkst an einen Park. Aber an einen großen und besonderen, der einem reichen und vornehmen Herrn gehören muß! Es ist so fein laut zu vernehmen. In kurzen Stößen flattern die Vögel von Busch zu Busch. Sonst ist es still, als läge alles ringsumher in stillen Mittagsträumen. Oder hört man nicht in der Ferne irgendwo Menschenstimmen? Hat nicht irgendein Tier laut gegeben? Ein Schaf? Ein Hund?

Immer noch blickst du fragend und ver- wundert umher und weißt nicht, sollst du vorwärts- oder rückwärtsgehen. Komme nun mit! Frei darfst du dich hier ergehen, nach rechts, nach links, geradeaus, wohin du willst und so weit du willst, mitten durch die leuchtenden, duftenden Blumen. Du darfst dich hinlegen und vom Hahnenbüschel in Schlaf und Traum schlüpfen lassen oder dort unter die mächtige Bude.

Ga, du staunst, die hast du noch gar nicht gesehen und ihre Nachbarrinnen nicht, die in atembreiter Entfernung um sie herum — jede rund und voll und ausgewachsen, man muß sie gleich lieb haben. Wetterbüschel ist ihr eindrucksvoller Name. Doch du willst dich nicht hinlegen. Ich sehe dir's gut an, wie wohl es dir tut, so frei und unbehindert dahinschreiten zu dürfen. Laß dir sagen, du bist nicht etwa im Park eines Reichen. Du bist, wenn du es so willst, im Niemandes- land. Kein Mensch kann sagen: Es ist mein, und doch sind alle auf ihm daheim. Der Bauer schreitet gern hier durch, wenn er den nächsten Weg sucht, oder wenn er am Sonn- tag mittag Ruhe hat und ein wenig studie- ren muß. Die Kinder fährt der Frühlings- und der Herbst hither ins Paradies. Der Park selbst gehört der Gemeinde, die dort unten ihren Kirchturm gerade noch über die Hagelwelle herausstreckt, dahinter das Dorf liegt.

Und noch einer freut sich daran, du weißt es nun schon, daß wir auf einer Scha- wiede sind — dort drüben der Schärer.

